



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

»Das Buch des Krieges« erzählt vom Zusammenbruch des faschistischen Regimes in Italien und vom Untergang eines Diktators, der ein ganzes Land in den Abgrund stürzt. Ein magistrales, unvergleichliches Werk. Als Benito Mussolini im Juni 1940 vom Balkon des Palazzo Venezia aus »die Stunde der unwiderruflichen Entscheidungen« verkündet, ist das der Anfang vom Ende: Der unaufhaltsame Niedergang des Faschismus hat begonnen. Mitreißend und brillant schildert der Roman den Kriegsverlauf an den Fronten: von Afrika bis Griechenland, vom Balkan bis zu den Alpen, wo die italienischen Armeen auch Engländern und Franzosen gegenüberstehen. Doch die verhängnisvollen Entscheidungen und katastrophalen Niederlagen häufen sich – und die Welt lässt sich von Benito Mussolini nicht mehr täuschen. »Das Buch des Krieges« ist ein großer literarischer Wurf und ein Mahnmal gegen den Faschismus.

Antonio Scurati, 1969 in Neapel geboren, ist Professor für vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Mailand. Sein Romanprojekt zum Aufstieg des Faschismus in Europa machte ihn international berühmt. Alle vier Bücher standen auf Platz eins der italienischen Bestsellerliste. Für »M. Der Sohn des Jahrhunderts« erhielt er den wichtigsten Literaturpreis Italiens, den Premio Strega.

Verena von Koskull, Jahrgang 1970, studierte Italienisch und Englisch für Übersetzer sowie Kunstgeschichte in Berlin und Bologna. Seit dem Jahr 2002 ist sie als Literaturübersetzerin tätig und übersetzt außerdem für die Wochenzeitung DIE ZEIT.

Michael von Killisch-Horn, 1954 in Bremen geboren, arbeitet seit dem Studium der Romanistik, Germanistik und Deutsch als Fremdsprache in München als Übersetzer aus dem Französischen und Italienischen. Nach einem dreimonatigen Aufenthaltsstipendium 2013 in Montréal interessiert er sich auch verstärkt für die Literatur Québecks.

Antonio
SCURATI



DAS BUCH
DES KRIEGES

Roman

Aus dem Italienischen von
Verena von Koskull und Michael von Killisch-Horn

Klett-Cotta

Questo libro è stato tradotto grazie a un contributo per la traduzione assegnato dal Ministero degli Affari Esteri e della Cooperazione Internazionale italiano.

Die Übersetzung dieses Buches kam dank einer Förderung des Italienischen Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten und Internationale Zusammenarbeit zustande.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »M. L'ora del destino«
im Verlag Bompiani, Mailand

© 2024 Antonio Scurati. Published by arrangement with The Italian Literary Agency
Für die deutsche Ausgabe

© 2024 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte sowie die Nutzung des Werkes für Text und
Data Mining i. S. v. § 44 b UrhG vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Klett-Cotta-Design, nach einem Entwurf von Anzinger & Rasp
Kommunikation GmbH, München

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-98827-7

E-Book ISBN 978-3-608-12357-9

»Das Opfer ist der Held unserer Zeit. Opfer zu sein verleiht Prestige, verschafft Aufmerksamkeit, verspricht und fördert Anerkennung, erzeugt machtvoll Identität, Anrecht, Selbstachtung.« Das hat uns Daniele Giglioli in einem vor einigen Jahren erschienenen, wegweisenden Essay gelehrt. Womöglich war auch das ein Grund, weshalb ich mich zu dem Versuch entschloss, den Faschismus aus der Perspektive der Faschisten zu erzählen, aus einer Perspektive, die den Fokus vor allem auf die Vollstrecker der Gewalt, denn auf ihre Opfer legt. In diesem Sinne schildere ich im vorliegenden vierten Band die entscheidenden Jahre des Zweiten Weltkrieges aus dem Blickwinkel der Italiener an sämtlichen Kriegsfrenten, an die Benito Mussolini sie schickte - aus dem Blickwinkel der Täter. Tatsächlich darf keinesfalls aus dem Gedächtnis verloren werden, dass die Italiener als Aggressoren und Invasoren überall dort kämpften, wohin der Faschismus sie zu töten und zu sterben verdammt hatte: in Griechenland und Albanien, in Nordafrika, in Jugoslawien und in Russland. Doch darf diese Gewissheit uns nicht vergessen lassen, dass die unselige, vernunftwidrige, verbohrt Entschlossenheit der Faschisten, unsere Väter und Großväter in den Reihen der Nazi-Verbrecher kämpfen zu lassen, nicht nur die Angegriffenen, sondern auch die Angreifer zu Opfern machte. Ein ganzes Volk endete im Schlachthaus der Geschichte. Unser Volk.

1940

Italo Balbo
Tobruk, 28. Juni 1940

Der Mann am Steuer des Höhenbombers hat die lodernden Flammen fest im Blick. Voraus der Rauch der Brände, die sich im Osten erheben, im Rücken das letzte Licht der sinkenden Sonne am westlichen Horizont. Das ist nun einmal das Schicksal der im Abendland Geborenen.

Seine Augen, blind für die beiden Unermesslichkeiten – die blauschimmernde des Meeres und die goldgelbe der Wüste –, sind über das funkelnde Armaturenbrett hinweg auf das Flugfeld geheftet, das übersät ist von kleinen Bränden infolge der Detonationen.

Was siehst du, Pilot, in den orangegelben Lohren dort unten im Osten? Die Vergangenheit, die Zukunft oder nur die dumme Ewigkeit der Gegenwart? Ist dieser trübe, blakige Qualm aus Naphta und Pech das seit Anbeginn der Zeit von Dichtern besungene größte Schauspiel der Welt, der Krieg?

Während Italo Balbo am Steuer seiner dreimotorigen SM.79 sitzt, kommt um 17:30 Uhr des 28. Juni 1940 Tobruk in Sicht. Balbo ist vierundvierzig Jahre alt, dreifacher Vater und hat keine Illusionen mehr.

Mit zwanzig Jahren Hauptmann der Alpini im Großen Krieg, gleich darauf Einpeitscher des Squadrismus in der Poebene, mit sechsundzwanzig Quadrumviro des Marsches auf Rom, mit siebenundzwanzig Befehlshaber der Miliz, Luftwaffenminister mit dreiunddreißig; abgefemt, waghalsig, brutal, große, schwarze Augen, Spitzbart und ein nettes, verschlagenes Lächeln. Nach der erfolgreichen Atlantiküberquerung in Formation Anfang der Dreißigerjahre wurde der Sohn einer Grundschullehrerin aus Ravenna in den Vereinigten Staaten

jubelnd empfangen: Der italienische Held prangte auf dem Titelblatt der *Time*, und der Chicagoer Bürgermeister benannte eine Straße im Stadtzentrum nach ihm. Jetzt, zehn Jahre später, ist er noch immer der berühmteste Flieger Italiens, der ruhmreichste Faschist neben Mussolini und der Einzige aus der Führungsriege, der einen militärischen Posten ersten Ranges bekleidet: Der Atlantikflieger ist nicht nur Gouverneur von Kyrenaika, Tripolitanien und Fessan, sondern auch Oberbefehlshaber von ganz Nordafrika.

Doch während er, die sinkende Sonne im Rücken, von Westen auf die Festung Tobruk zugleitet, die zum ersten Mal seit Kriegsbeginn von einem englischen Luftangriff getroffen wurde, ist Italo Balbo an diesem Spätnachmittag des 28. Juni 1940 auch und vor allem ein enttäuschter Mann.

Nachdem er sich bereits Ende der Zwanzigerjahre aus der Politik zurückgezogen hatte (»Politik interessiert mich nicht mehr. Sollen sie doch machen, was sie wollen. Ich widme mich der Luftwaffe.«), schickte ihn sein Duce, der ihn fürchtet und beneidet (»Balbo ist der Einzige, der in der Lage wäre, mich umzubringen.«), Mitte der Dreißigerjahre in den exotischen Müßiggang eines vergoldeten afrikanischen Exils (»Er hat mich hierher versetzt, damit ich vor Langeweile krepriere.«). Seitdem hat er seine Tage im Kreise eines kleinen Hofstaats alter Provinzfreunde aus der Romagna mit arabischen Oasentantzen, Dünen-Ausritten an der Seite von Beduinen in wehenden Burnussen und fruchtlosem Aufbegehren gegen Benito Mussolinis unumschränkte Macht vergeudet. Trotz seines harten Vorgehens gegen die libyschen Juden gehörte Balbo zu den wenigen führenden Köpfen des Regimes, die sich der Verfolgung der italienischen Juden widersetzen – viele seiner Freunde aus Kindertagen sind Juden, und er hat sie nicht im Stich gelassen –, gegen das Bündnis mit Nazideutschland ankämpften – über die Deutschen diskutiert er nicht, er hasst sie – und den Wahnsinn eines Krieges verurteilten, von dem er ahnt, dass Italien und der Faschismus vernichtet daraus hervorgehen werden. Doch erstarben seine lauten Töne stets im dumpfen Röcheln der vom Kolostrum des Korpsgeistes genährten Polemik und des per-

sönlichen Grolls, dem letzten Trost des Mythomanen, der sein eigenes Drama über das der Welt stellt.

Monatelang flüsterte die Legende des Faschismus – aus Angst, gehört zu werden – ein paar alten Freunden zu: »Es wird hart, verdammt hart, wir sind nicht in der Lage, ernsthaft Krieg zu führen«, und schob mit noch leiserer, vor ersticktem Protest bebender Stimme hinterher: »Aber wir sind rund zehn Jahre jünger als Er, lasst uns durchhalten, die Zeit ist auf unserer Seite.« Mit dem neuen Weltkrieg am Horizont, schrieb der Oberbefehlshaber von Nordafrika monatelang alarmierte, ebenso mutlose wie glühende Briefe an den Duce und an Badoglio. Wie kann man, mein Duce, Krieg führen gegen das britische Empire mit großen Infanterieeinheiten, die nur über begrenzte, heillos veraltete Artillerie und keinerlei Panzerabwehr oder Flak verfügen? Ihr müsst begreifen, mein Duce, dass es zwecklos wäre, abermals Tausende Männer loszuschicken, wenn wir sie nicht mit den zum Vorrücken und Kämpfen unerlässlichen Mitteln versorgen können. Vor einer Batterie Maschinengewehre würde heutzutage selbst Cäsars prächtigste Legion in die Knie gehen, lieber Duce. Monatelang flehte der Gouverneur von Libyen den Generalstabschef Badoglio an, ihm modernes Kampfgerät, mobile Divisionen und Panzerwagen zu schicken, um seine als schnellen, überwältigenden und ultrabrutalen Angriff geplante Offensive in die Tat umzusetzen, die ihn binnen weniger Wochen bis Alexandria und dann nach Suez bringen sollte. Über Monate haben Mussolini und Badoglio ihn enttäuscht, ihm Scharen unbewaffneter Soldaten geschickt, ihm geboten, in der Defensive zu bleiben, und seine Befürchtungen in kaum halbstündigen Kriegsräten, in denen Lastwagen, Panzer und Kanonen mit keinem Wort erwähnt wurden, achtlos beiseite gewischt. Du bist Soldat, sagten sie und appellierten an seinen Stolz, gehorche und kämpfe. Du bist Befehlshaber, gemahnten sie ihn und appellierten an sein Pflichtgefühl, nimm deine restlos marode Truppe und tu, was du kannst: Klammere dich an den Boden. Dann kam der Krieg, und er tat, wie ihm geheißen: Er klammerte sich an den Boden.

Für Italo Balbo, Luftmarschall des Imperiums, waren die ersten

Kriegstage bittere Tage. Mit angehaltenem Atem wartete die Welt auf einen italienischen Angriff Maltas, der die britische Flotte aus dem zentralen Mittelmeer vertreiben sollte, und Balbo wartete auf die Mittel und den Angriffsbefehl gen Osten, um die »Blutsauger der Völker« aus Nordafrika zu verjagen. Stattdessen gab es nur das brudermörderische, opportunistische, fruchtlose, unrühmliche und feige Geplänkel in den Alpen.

So waren es die Engländer, die ihn in Libyen angriffen. Überschaubare, aber entblößende, demütigende Angriffe. Gezielte Bombardierungen aus der Luft, Schwärme formidabler, unbesiegbarer Spitfires, die am strahlend blauen Himmel auftauchen, Vorposten zerstören und wieder verschwinden; punktgenaue, blitzschnelle Offensiven, unaufhaltsame Spähpanzer, welche die 10. Armee von hinten attackieren, Panzerkolonnen zerstören, Kommandeure des Pionierkorps samt Lageplänen der Minenfelder in ihre Gewalt bringen und spurlos wieder in den Weiten der Wüste verschwinden.

Schließlich ist Balbo durchgedreht. Frustriert angesichts der heillosen Unterlegenheit seiner Mittel, seiner läppischen Panzer, die beim ersten Treffer wie Streichholzschachteln in Flammen aufgehen, gedemütigt von der Panik seiner Soldaten, die ihm von der Fahne gehen, sobald Engländer auftauchen, und zu Fuß Richtung Basis fliehen, zum Gespött gemacht von diesem entwürdigenden Feind, der zielsicher Krieg führt, weil er weiß, dass der Italiener über keinerlei Panzerabwehr verfügt, hat Balbo den Verstand verloren. Wohl wissend, dass ein Einsatz der Luftwaffe gegen Bodenfahrzeuge grundfalsch ist, hat er seine Flieger auf eine verzweifelte Suche geschickt. Tagelang haben sich Bomber-, Sturm- und Aufklärungsstaffeln, die ohne die notwendige Wartung ihrer Flugzeuge und ohne Rücksicht auf deren technische Besonderheiten wegen der widrigen klimatischen Bedingungen fast durchgehend im Tiefflug unterwegs waren, in dem vergeblichen Versuch aufgerieben, die verdammten Spähpanzer aufzustöbern. Als oberster Befehlshaber hat Balbo sich als Erster in die gefährvolle Jagd gestürzt. Rasend vor unstillbarer Wut, setzte er auf seine Wunderkräfte, zeigte seine totemische Gestalt an sämtlichen Fronten, um der

Truppe Mut zu machen, und flog über die ohnmächtigen, wehrlosen Massen seiner Soldaten hinweg, die sich in der Entsetzlichkeit der endlosen, brennenden Wüste verloren; vergeblich jagte er dem Gespenst eines zum Schlag bereiten und sogleich wieder verschwundenen Feindes nach, in einer Schlacht, deren Tragik immer mehr der von Fleisch gegen Eisen glich: das eigene Fleisch gegen fremdes Eisen. Nicht die leibliche, feste Hand am Stahl, um ihn gegen den Feind zu zücken, sondern das feindliche Eisen, tödlich ins eigene, blanke, wehrlose Fleisch gerammt.

Dennoch hat der verbohrt, verblendete Luftmarschall seinen Piloten befohlen, die englischen Panzerfahrer zu jagen, und seine Flugzeuge dazu verdonnert, gegen die ockerfarbene Wüste Krieg zu führen. Allein das zählte: So gefährlich die Jagd auch sein mochte, es durfte kein Zweifel daran bestehen, dass die Faschisten nicht Beute, sondern Jäger waren.

Dann, dank des überwältigenden Sieges der verhassten Deutschen in Frankreich, schlug die Mutlosigkeit plötzlich in hochfliegende Träume um. Frankreichs Kapitulation ließ Italien aufleben, das keinerlei Hemmungen hatte, die bis tags zuvor verabscheuten Verbündeten um Unterstützung zu bitten. Bestens gelaunt und voller Zuversicht, schrieb der Zocker Balbo überspannte Briefe an die Generäle: »Das Spiel ist gewonnen, wir müssen nur noch abwarten, dass es mit ein paar unerheblichen Begleitschäden unsererseits zu Ende geht. Habe ich recht, mein Lieber?«, und ließ sich vor seinen Freunden zu Prahlereien hinreißen: »Was die Bewaffnung betrifft, sind die Engländer stark, aber es fehlt ihnen an Tatkraft und Schneid. Wir schlagen sie locker.«

Mit diesem wiedergefundenen Kampfgeist eines D'Artagnan ist Italo Balbo am 28. Juni 1940, dem achtzehnten Kriegstag, um fünf Uhr nachmittags vom Flugplatz Darna gestartet, um am Steuer seiner mit drei Maschinengewehren bewaffneten, blitzschnellen und reichweitenstarken SM.79, auf deren bleifarbenem Rumpf das vom Namen seiner Ehefrau Emanuella abgeleitete Kürzel I-Manu prangt, abermals Jagd auf englische Spähpanzer zu machen. Und als sei das grausame

Fest des Krieges ein fröhlicher Ringelreigen, hat er bei bereits laufenden Motoren kurzerhand beschlossen, die Aufstellung seiner Mannschaft zu ändern und neben dem Kopiloten, dem Bordmechaniker und dem Funker auch seine Getreuen aus den heroischen Zeiten der Atlantiküberquerung mitzunehmen: seinen Neffen Lino, seinen Schwager Cino, den persönlichen Dichter seiner Ruhmestaten Nello Quilici sowie die alten Ferrareser Freunde Caretti und Brunelli. Fünf Passagiere, die sich stehend in den dunklen, beengten Raum unter dem Flugzeugbuckel quetschen. Im selben Überschwang hat Balbo, kaum dass ihn im Flug die Nachricht des englischen Angriffs auf Tobruk erreichte, eine spontane Kursänderung vorgenommen. Der launische, grausame Gott der Schlacht hatte seine vernichtende Hand auf den Flugplatz von Gazala gelegt, dort musste man auf schnellstem Wege hin.

Flankiert von einer dreimotorigen Zwillingsmaschine mit General Porro am Steuer, dringt Italo Balbo kurz vor 17:30 Uhr in den Luftraum von Tobruk ein. Am blitzblauen Himmel keine Spur der neun englischen Flugzeuge, die eben erst die Startbahn bombardiert haben. Die ganze Welt und mit ihr die jahrtausendealte Menschheitsgeschichte schrumpft auf die Rauchsäulen zusammen, die in der glasklaren Luft selbst aus fünfzig Kilometern Entfernung gut zu sehen sind. Auf sie richtet der Kriegspilot die Nase seines Bombers, denn genau dort, zwischen den Bombenkratern und brennenden Treibstofflagern, muss man jetzt sein. Es bleibt keine Zeit für die sinnlose Dreihundertsechzig-Grad-Wende in dreihundert Metern Höhe, um sich vorschriftsgemäß zu erkennen zu geben. Eine Nachricht an den Funker des Flugplatzes genügt, der den Empfang ohnehin schon bestätigt hat.

Italo Balbos erfahrene Hand am Steuerknüppel justiert den Kurs, der ihn binnen weniger Sekunden exakt senkrecht zum Flugplatz lenken soll. Sein Blick ist noch immer auf den Qualm der Feuer geheftet.

General Porro, der sein Flugzeug ganz dicht an das des Marschalls gebracht hat, macht ihm wiederholt Zeichen, einen südlicheren Kurs

einzuschlagen, um dem bombardierten Feld auszuweichen. Doch Balbo sieht die Zeichen nicht. Er kann sie nicht sehen, will sie vielleicht nicht sehen, denn jetzt ist er endlich wieder ganz er selbst, ist wieder zwanzig Jahre alt, Schlagstock in der Faust, um einen Schädel einzuschlagen und in der Bar oder im Bordell eine neue Geschichte erzählen zu können, jetzt ist er wieder allein mit seinem brutalen Ungestüm, seines Glückes gewiss, strotzend vor Überheblichkeit, auf den Lippen ein verächtliches Piloten-Feixen für die erbärmlichen Menschlein und ihr kleines Leben dort unten auf der Erde. Der Squardrist im Höhenrausch ist zurück.

Die von den Küstenbatterien und dem Kreuzer *San Giorgio* auf Reede in der Bucht von Tobruk abgefeuerten Artilleriesalve zerreißt die Trommelfelle. In wenigen Sekunden detonieren Tausende Schuss aus 20-mm-Maschinenkanonen. Geblendet von der tiefstehenden Sonne und in panischer Angst vor einem unschlagbaren Feind, haben sich die Artilleristen am Boden auf ihre Geschütze gestürzt und mit dem Beschuss der eigenen Leute begonnen.

Porro leitet einen jähen Sinkflug ein und geht möglichst tief hinunter, um sich aus dem Schussfeld zu bringen. Doch Balbo nicht. Die Tanks am linken Flügel stehen in Flammen, dennoch verringert er seine Flughöhe nur langsam, bleibt trotz der auf ihn feuernden Idioten unbeirrt auf Kurs.

Plötzlich schießt sein Flugzeug in die Höhe. Der von den Geschossen verwundete und gegen die Sitzlehne geschleuderte Pilot hat die Steuerhebel instinktiv zu sich herangerissen. Jetzt ist er eine Stoffpuppe, kann sich nicht kontrollieren, zittert wie noch nie in seinem Leben. Doch er spürt nichts.

Wie ist das möglich? Er hatte immer geglaubt, wenn es so weit wäre, gäbe der Schmerz ein untrügliches Zeichen, Verwundung und Verwundeter seien eins. Stattdessen muss man ausgerechnet jetzt, da der letzte Schritt gekommen ist und Arme, Beine und Herz in einem wilden Tanz zu zappeln beginnen, feststellen, dass man nicht den leisen Schimmer hatte und dass alles in diesem vom Abendrot geblendeten Leben ein einziges Missverständnis ist. Das außer Kontrolle

geratene Flugzeug stürzt nicht einmal senkrecht zu Boden, wie es sich für ein tragisches Finale gehören würde, sondern sackt siechend ab, fast im Gleitflug. So bleibt Zeit, das verängstigte Wimmern der im Flugzeugbauch eingesperrten Kameraden zu hören, die Freudentuschreie seiner Soldaten am Boden zu vernehmen, die unfähig sind, auch nur einen einzigen Schuss gegen die englischen Angreifer abzugeben, aber jetzt jubeln, nicht ahnend, dass sie ihren Befehlshaber vom Himmel geholt haben. Vielleicht bleibt sogar noch Zeit, mit aufgerissenen Augen in den gähnenden Abgrund zu starren, der den Blick erbarmungslos erwidert.

Die ganze Nacht brennt die Leiche des Luftmarschalls im zerschellten Flugzeugwrack. Erst, wenn das von siebentausend Litern Benzin genährte Feuer verloschen ist, wird man sie bergen können. Man wird bis zum Morgen warten müssen. Was dann noch vom Toten übrig ist, gleicht allenfalls einem verkohlten, krummen Zweiglein. Um den gefallenen Helden zu identifizieren, wird man auf eine im Aschehaufen gefundene Zahnprothese zurückgreifen müssen.

Benito Mussolini wird von Italo Balbos Tod in Alpignano erfahren, einem winzigen Flecken unweit des Kleinen Sankt Bernhard, wo er eine Parade der Truppen abnimmt, die seine armselige Alpenschlacht geschlagen haben. Die Anwesenden werden bezeugen, dass der Duce keinerlei Gefühlsregung zeigte. Vielmehr hat er unverzüglich General Graziani angerufen, der den Gefallenen ersetzen soll, und seine Tour durch unbedeutende Bergnester, vom Mont-Cenis über den Colle di Tenda bis nach Mondovì, wie geplant fortgesetzt. Augenzeugen beschreiben ihn als redselig, heiter, von sich eingenommen. Also genau wie immer.

Abgesehen von einem höflichen Telegramm an die Witwe, wird Mussolini dem Mann, der mehr als jeder andere zum Aufstieg des Faschismus beigetragen hat, kein Wort des letzten Grußes widmen. Der Abschied vom lebenslangen Kameraden geht ohne eine Silbe der Trauer oder des Bedauerns vonstatten.

Vielmehr lautet der Befehl, nicht mehr von ihm zu sprechen.

Waffenbrüder holten Italo Balbo vom Himmel, doch wird sein Name nicht von der sanft ergriffenen Hand des Freundes ins Totenbuch geschrieben.

Vor der Stärke der Achse streckt Frankreich die Waffen und hört auf zu kämpfen. Endlich hat die Stunde Englands und seiner Verbündeten geschlagen. Italien und Deutschland werden sich auf euch stürzen, um die unbelehrbaren Fortführer dieses grausamen Kampfes zu bestrafen, der den Niedergang der plutokratischen Demokratien für alle Zeit besiegeln soll.

Engländer, Ägypter und Araber der westlichen Wüste, Sklaven der verbrecherischen Londoner Regierung, lasst die Waffen fallen, denn wer Widerstand leistet, wird keine Ruhe finden.

Italo Balbo, Appell hinter die feindlichen Linien,
18. Juni 1940

Unsere alten, nur mit Maschinengewehren ausgerüsteten Sturmpanzer sind längst überholt; die Maschinengewehre der englischen Spähpanzer... werden sie mit Schüssen durchsieben und fröhlich die Panzerung durchschlagen; wir haben praktisch keine gepanzerten Fahrzeuge. Aber auch die Panzerabwehrwaffen sind größtenteils veraltet, und für die modernen gibt es meist keine passende Munition. So wird die Schlacht zu einem Kampf Fleisch gegen Eisen... Wäre es nun, da der Krieg in Frankreich zu Ende geht, wohl möglich, von den Deutschen rund fünfzig ihrer herrlichen Panzer und ebenso viele Spähpanzer zu erhalten?

Italo Balbo, Telegramm an Pietro Badoglio, 20. Juni 1940

Die Situation [in Tunesien] klärt sich auf ... Du musst also nichts weiter tun, als im Osten standzuhalten ... Ziehe sämtliche Fahrzeuge im Osten zusammen. Unternimm alles, um am 15. [zu einem Angriff gegen die Engländer] bereit zu sein. Gib mir Bestätigung.

Pietro Badoglio, Telegramm an Balbo, während der sich bereits auf dem Flug nach Tobruk befindet, 28. Juni 1940

The British Royal Air Force expresses its sympathy in the death of General Balbo – a great leader and gallant aviator, personally known to me, whom fate has placed on the other side.

Von englischen Fliegern über einem italienischen Feldlager in der Kyrenaika abgeworfene Nachricht, unterzeichnet von Arthur Longmore, Oberkommandierender der RAF im Mittleren Osten, 30. Juni 1940

Sonntag ist Balbo dreißig Tage tot, dazu fahre ich nach Ferrara. Der Befehl lautet, nicht mehr darüber zu sprechen.

Emilio De Bono, Quadrumviro des Marsches auf Rom und General der Armeegruppe Süd, Tagebuch, 25. Juli 1940

Die Wunde hat sich erneut geöffnet. Schon wieder. Ausgerechnet jetzt.

Eigentlich nicht erstaunlich. Wunden sind nun einmal weder totes Fleisch noch nekrotische Wucherungen, sondern lebendig, sie spüren die Zeit, den Wechsel der Jahreszeiten. Und hören nie auf zu bluten.

Narben haben etwas Hypnotisierendes. Sie bergen eine geheimnisvolle Weisheit, ein verborgenes Gedächtnis des Blutes. Dieser kleine, nichtsnutzige, kümmerliche, nackte, farb- und geruchlose Faserflicken – Narbengewebe wird nicht braun, es schwitzt nicht und ist unbehaart –, anders als normale Haut minderwertig und behelfsmäßig über einer Verletzung gewachsen, die der Splitter einer vor über zwanzig Jahren, im Februar 1917, nicht an der Front, sondern während einer Schießübung versehentlich detonierten Granate hervorgerufen hat, erwacht nun aus seinem Winterschlaf, als wollte er Sympathie mit diesem neuen Krieg bekunden und daran erinnern, dass jedes Gerinnsel instabil ist, keine Verletzung je wirklich vernarbt und der Mensch eins mit seiner Wunde ist.

Doch auch diese x-te kleine Blutung wird schnell versiegen. Der Krieg – daran hat der Duce des Faschismus keinen Zweifel – wird bald vorüber sein. Dann kehrt der andere, schleichende, tröpfelnde, endlose Alltagskampf zurück, um die Menschen daran zu hindern, sich gegenseitig niederzumachen, ihnen beizubringen, es auf legale Weise zu tun, sie zu zwingen, miteinander auszukommen; ein unblutiges Gemetzel namens Politik. Dann ist er wieder gefragt.

Mit seiner Erklärung im Unterhaus, Großbritannien werde weiter-

kämpfen, die Briten würden an den Stränden kämpfen, auf den Landungsplätzen, auf den Feldern und in den Straßen, sie würden auf den Hügeln kämpfen und sich niemals ergeben, die Schlacht in Frankreich sei zu Ende, doch nun beginne die Schlacht Englands, hat Premierminister Churchill seine Landsleute zutiefst bewegt. Schöne Worte, die Worte eines Literaten – was für Schwachköpfe.

Die Wahrheit ist – da hat sein zwielichtiger Justizminister Grandi recht, Präsident der Kammer der Bünde und Korporationen und angesehenster Italiener in Albion –, dass die Engländer nicht durchhalten werden, sie sind nicht mehr die großartigen Abenteurer, die ein Weltreich eroberten, sondern ein Klüngel aufgeregter Herren mit Regenschirm. Obendrein stehen sie inzwischen allein da. Die Deutschen haben mit ihrer beispiellosen Art zu kämpfen – dieser Mischung aus Präzision und Raserei, neuester Technik und atavistischer Grausamkeit, feiner Art und Dahinschlachten – in weniger als einem Monat Polen erobert, die Niederlande in einer Woche, Frankreich in sechs, und Dänemark und Norwegen zur Kapitulation gezwungen. Nach dem Sturz Haakons VII. von Norwegen (der mit seinem Sohn Olav wochenlang in einer Holzhütte im skandinavischen Wald hauste, ehe die Engländer ihn in Sicherheit brachten) und der niederländischen Königin Wilhelmina (die nach London floh) hat auch König Leopold III. von Belgien sich ergeben. Die anderen werden folgen: Rumänien, bis gestern noch frankophil und stolz auf seine Neutralität, hat die alten Verträge zerrissen und sich unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt. Die gekrönten Häupter neigen sich eines nach dem anderen, von den Alpen bis zur Nordsee, von den Karpaten bis zum Atlantik ist das alte Europa deutsch; die Russen, Hitlers Verbündete, streichen ihren Gewinn ein und reißen sich Finnland, die baltischen Länder und Teile Polens unter den Nagel; die Amerikaner, die nicht eingeschritten sind, als die Nazis auf Paris marschierten, werden es jetzt, da Großbritannien vor der Invasion steht und der Wählerwille Roosevelt zu Isolationismus zwingt, erst recht nicht tun.

Nein, England steht allein da, es wird den Winter nicht überleben. Dafür würde er, Mussolini, seine Hand ins Feuer legen. Wie damals,

als er in den Alpen angriff. Hitler hat sich, nachdem er Frankreich überrollt hat, verblendet von seinen Rassentheorien – seit jeher ist er davon überzeugt, das weiße Weltreich der Engländer werde Ordnung in die Welt der minderen Rassen bringen – einen Monat lang darauf versteift, den Briten einen Friedenszweig hinzuhalten, doch Churchill hat ihm erzürnt in die Hand gebissen und seinen Generälen befohlen, die Landung vorzubereiten. Es ist eine Frage von Wochen, vielleicht nur von Tagen. Kein Zweifel, der Krieg wird bald vorüber sein. Vielmehr steht zu befürchten, dass er allzu schnell zu Ende geht.

Diese und keine andere Furcht begleitet Benito Mussolini im Sommer 1940, in dieser Stimmung beginnt er seinen Tag: in der Angst, dass plötzlich der Frieden ausbricht und die Wunde vorzeitig verheilen könnte.

Es ist das »Danach«, das ihn umtreibt. Während sich alle wie mit Zinnsoldaten spielende kleine Jungs für das Kaliber der Kanonen oder die Tonnage der Kriegsschiffe begeistern – besonders Hitler ist ganz versessen auf solche Details, sogar die Abzeichen der Reserve-Abteilungen kennt er auswendig –, darf Benito Mussolini nicht einen Moment lang das »Danach« aus dem Blick verlieren: Das, was passieren wird, kaum dass alle die Waffen niedergelegt haben. Dieser bifokale Blick – ein Auge auf der Bühne und eines im Parkett – ist seine Bürde, die ihn zwingt, die Militäroperationen gegen den Feind zu beobachten, ohne dabei die Spielzüge seines Verbündeten, dessen Pläne und die sich abzeichnenden bilateralen Beziehungen nach Kriegsende aus dem Blick verlieren. Hitler kann sich erlauben, einen von ideologischem Furor befeuerten Krieg zu führen – die Rassen, die Juden, die tausendjährigen Reiche –, doch er muss Realist bleiben, auf prekäre Gleichgewichte und unverhoffte Chancen achten. Er, Benito Mussolini, ist der einzige Stratege der Achse. So viele Kröten er auch schlucken muss – und die Alpenschlacht hat er noch immer nicht verdaut –, am Ende wird sowieso alles von ihm abhängen, von seiner im kindischen Kriegstreiben bewiesenen Kunst der Politik. Sein Quell der Freude und sein quälender Kummer ist und bleibt die erwachsene Welt.

Er weiß, dass das Land von seinem Niedergang munkelt, er liest die Polizeiberichte, in denen getuschelt wird, er sei »nicht mehr derselbe wie früher«, ihm würde »die Situation aus der Hand gleiten«, dass er »über die tatsächliche militärische Vorbereitung hinters Licht geführt wurde« und »wir Deutschland gänzlich ausgeliefert sind«.

Arme Idioten, verführt von den Fanfarenstößen und dem Rasseln der Kettenfahrzeuge. Die Gerüchtemacher begreifen nicht, dass seine Kriegsliebe von Anfang an immer rein platonisch war. Der Waffen- gang gegen Frankreich sollte lediglich dazu dienen, dass man sich mit dem Sieger an den Verhandlungstisch setzen kann. Sie wissen nicht, dass sein Entschluss, im Moment des Waffenstillstands mit Frankreich auf die dem Sieger zustehenden Gebiete zu verzichten, nur vorläufig ist. Die Liste ist fertig, lang, detailliert und von Hitler persönlich abgesehen: Korsika und Nizza, Malta, Tunesien und vielleicht ein Teil von Algerien; Einfluss auf Ägypten, den Sudan, Palästina, Syrien, Transjordanien sowie den Irak und die Ost- und Südküste der arabischen Halbinsel einschließlich Aden; Französisch- und Britisch-Somaliland; Einfluss auf Jugoslawien und Griechenland. Er wartet nur auf den richtigen Moment, den Franzosen und Engländern die Rechnung zu präsentieren. Doch darf dieser Moment weder zu spät noch zu früh eintreten. Sollte die französische Kapitulation erfolgen, ehe die italienischen Truppen Suez erreicht haben oder auf den Balkan vorgedrungen sind, würde Hitler ihm bei Friedensverhandlungen den üblichen Teller Linsen vorsetzen. Benito Mussolini, der politische Kopf der Achse, versteift sich nicht auf die Eroberung bestimmter Gebiete, auf die Namen dieser oder jener gottverlassenen Lehmhütten- siedlung in der Wüste, er blickt weiter, denkt größer, sieht eine mediterrane Vorherrschaft als Gegengewicht zur kontinentalen Übermacht Deutschlands, er sieht Europas Osten, den es unter römischen Einfluss zurückzubringen gilt, und wenn er ganz genau hinschaut, sieht er den römischen Adler sogar im Mittleren Osten aufscheinen, er sieht den Faschismus, der sich gen Tigris und Euphrat und von da aus durch den Suezkanal bis zum Indischen Ozean ausbreitet.

Aus diesem Grund hört er allen zu und bestärkt deren Eroberungs-

ideen. Die von General Roatta, der Jugoslawien überfallen will, die von Ciano, der nach seinem Krieg in Griechenland lechzt, die von Ribbentrop, der auf Hitlers Geheiß sämtlichen Vorhaben für den Balkan eine Absage erteilt, damit sich die Verbündeten in Nordafrika auf England konzentrieren. Sogar die Schweiz ist Mitte Juli zu einer potenziellen operativen Bühne geworden: Die Armee hat ihm einen Plan vorgelegt, die helvetische Nation gemeinsam mit Deutschland untereinander aufzuteilen. Die Generäle – auch das weiß er – nennen ihn einen Improvisator, werfen ihm vor, Angriffspläne mit der gleichen Unbekümmertheit zu schmieden und zu verwerfen, mit der er sich einen Kaffee bestellt, aber die Generäle sind ein Haufen Schwachköpfe, Überbleibsel einer verknöcherten Welt, Relikte des letzten Jahrhunderts, die nicht begriffen haben, dass man Kriege im zwanzigsten Jahrhundert nicht mit Truppen, sondern mit Weltanschauungen gewinnt, nicht mit der Anzahl der Divisionen, sondern mit der Sprengkraft des Willens, der im heillosen Chaos der Welt den richtigen Moment ergreift. Man muss sich bereithalten, sich die Gegebenheiten zunutze machen, mit dem Strom schwimmen. Im Frieden wie im Krieg. Das ist Politik. Das ist Leben. Das ist alles.

Mögen große Teile Europas und viele altberühmte Staaten dem Griff der Gestapo und dem abscheulichen Machtapparat der Nazi-Herrschaft verfallen sein oder noch verfallen: Wir werden nicht wanken noch weichen. Wir werden ausharren, wir werden in Frankreich kämpfen, wir werden auf den Meeren und Ozeanen kämpfen, wir werden mit wachsender Zuversicht und zunehmender Stärke in der Luft kämpfen, wir werden unsere Insel verteidigen, was immer es uns auch kosten möge, wir werden auf den Dünen kämpfen, wir werden auf den Landungsplätzen kämpfen, wir werden auf den Feldern und in den Straßen kämpfen, wir werden auf den Hügeln kämpfen; wir werden uns niemals ergeben.

Winston Churchill, Rede vor dem Unterhaus,

4. Juni 1940

Ich: »Wir können auch mit einem kurzen Krieg leben, aber nicht so kurz, dass uns, eingebunden, wie wir sind, keine Zeit bleibt, einen Sieg in Afrika zu erringen. Wir müssen dem Sieg einen Namen geben können.«

Mussolini: »Sie haben recht. In Kürze werde ich Graziani den Befehl zum Angriff geben, genau wie zuvor beim Marsch auf Neghelli... mich erreichte bereits die Nachricht, dass die 100 000 Engländer in Ägypten entsetzlich unter Hitze und Durchfall leiden und schlappmachen... Ich fürchte, Graziani, der die Schwarzen verachtet, wird sich an denen austoben. Man muss auf die Engländer zielen. Die Ägypter freuen sich,

wenn wir den Platz der Engländer einnehmen; sie sagen, wir hätten mehr Herz.«

Aus den Notizbüchern Alberto Pirellis,
Staatsminister und Gummimagnat,
12. Juli 1940

Man muss sich darüber klar sein, dass es am Verhandlungstisch anteilig zugeht: Wer mehr genommen hat, kriegt auch mehr... Es ist Zeit, in die Gänge zu kommen. Unsere Streitkräfte sind gewaltig: Männer, Gefährte, Flugzeuge. Man muss durch die Wüste, das ist wahr. Aber in der Wüste kann man nicht rasten, man muss marschieren... Die Luftwaffe ist erstklassig. Die Armee ist schwerbewaffnet... Der Zustand der Truppen ist hervorragend... Unter den Alpini die übliche Angewohnheit, Wein zu saufen... Saufen sollte man wenig. Trauben sollte man essen, wie es die Menschheit seit jeher getan hat, bis der Jude Noah sie vergoren hat.

Benito Mussolini zum Ministerrat, 10. August 1940

Inmitten von größtem Durcheinander und Verwirrung macht man weiter: Alle kommandieren, außer das Oberkommando. Wer das letzte Wort hat, hat recht. Mit verstörender Unbekümmertheit werden alle naselang strategische Pläne geändert. Es heißt: In zwei Wochen muss man gegen Jugoslawien bereit sein, oder in acht Tagen greifen wir von Albanien aus Griechenland an, mit der gleichen Unbekümmertheit, mit der man sagen würde: Lasst uns einen Kaffee trinken gehen. Der Duce hat keine Ahnung, was es heißt, einen Krieg gegen die eine oder die andere Nation vorzubereiten, in der Ebene oder im Gebirge, im Sommer oder im Winter... Wir rüsten die Einheiten mit 50 oder 75% der nötigen Mittel aus, die Rohstoffe werden knapp, die Versorgung aus anderweitigen Quellen

bleibt aus... Wenn der Krieg nicht bald endet, kann es... zum Kollaps kommen.

General Quirino Armellini, Kriegstagebuch, 15. August 1940